

Wohin wächst die Kirche?

Von der Generalzuständigkeit zu Zentren gelingender Kirchen

(Vortrag von OKR Dr. Thies Gundlach – EKD - vor dem Generalkonvent des Sprengels Stade 15. September 2004)

I. Ausgangssituation

ich danke Ihnen herzlich für die Gelegenheit, einmal in einem etwas ausführlicheren Zusammenhang Überlegungen zur Zukunft unserer Kirche unter dem Thema „Wohin wächst unsere Kirche?“ darlegen zu können. Und ich freue mich schon jetzt auf die anschließende Diskussion, weil ich auf Ihre Fragen und Ihre Kritik gespannt bin.

Ich will gar nicht lange fackeln, sondern mit 3 Thesen zur Situation der evangelischen Kirche beginnen, die bei uns im Kirchenamt der EKD seit einiger Zeit als eine Art „Grund- und Rahmenszenarium“ für alle Überlegungen gehandelt werden.

These 1

Bei einer kontinuierlichen Fortsetzung der heute erkennbaren Trends muss man von der Annahme ausgehen, dass die evangelischen Kirchen in Deutschland bis zum Jahre 2030 die Hälfte aller Einnahmen und ein Drittel aller Mitglieder verloren haben werden. Diese Entwicklung wird sich mit „dem üblichen Gefälle“ vollziehen, also in den Städten dramatischer als auf dem Lande, im Norden dramatischer als im Süden, im Osten dramatischer als im Westen. Dieser Prozess wird stattfinden aufgrund der demographischen Entwicklung und der gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen, dh. keine Mission, keine pastorale Leistungssteigerung, keine aufgeregte Visitationsmodernisierung, keine professionelle Unternehmensberatung wird diesen Grundtrend zu einer kleineren Kirche aufhalten können. Oder anders gesagt: Vor uns liegt keine Versagensgeschichte, sondern eine Umwandlungsgeschichte. Von uns sind Konzentrationsübungen verlangt, keine Katastrophenübungen! Und es gehört zur Barmherzigkeit kirchlicher Selbstbeschreibung einzugestehen, dass eine Zeit für Aufbruch und Erweckungsbewegungen, für missionarische Großertolge und evangelisierende Durchbrüche nicht gegeben zu sein scheint. Das erinnert an die Grenzen des Machbaren und an die Demut, die gerade missionarische Ziele verdienen.

These 2

Die Kirchensteuer wird für die Finanzierung kirchlicher Aufgaben bis 2030 an Bedeutung verlieren; alternative Finanzierungsquellen sind dringend zu etablieren. Dabei sind klassische Instrumente wie Fördervereine, Stiftungen, Bauhütten usw. ebenso zu stärken wie neue und theologisch vielleicht diskussionswürdige Elemente zu etablieren (z. B. Verkauf von „evangelischen Devotionalien“ (Engelfiguren), Texten, Lichtern usw., aber auch Amtshandlungen, Raumnutzungen u.a.). Denn es gilt. Diejenigen kirchlichen Räume und Gemeinden, die mit sich selbst einen erheblichen Teil ihrer Bau- und Betriebskosten erwirtschaften können, haben zukünftig gute Chance; die Gesamtkirche wird - wenn es denn gut geht - sich konzentrieren müssen auf die Finanzierung des aufwändig ausgebildeten Kernpersonals.

Dabei werden wir allerdings nicht alle heutigen Gemeinden und Räume halten können. Deswegen gilt es nüchtern festzuhalten: Unsere Kirche wird vieles loslassen müssen - Kirchen, Gemeindezentren, Pfarrhäuser, Mitarbeiter/innen und Aufgabenfelder, vor allem aber Selbstbilder und Identitäten, Ideale und Ansprüche, Zusagen und Erwartungen. Die Kirchen werden viele engagierte Menschen enttäuschen, wir werden erhebliche Verteilungskämpfe zu bestehen haben und am Ende doch manche leere, verfallende Kirchen wie hohle Zähne in ihren Städten und Landen anstarren müssen. Allerdings ist solches Loslassen z.Z. fast allen Institutionen auf fast allen Gebieten unserer Gesellschaft abverlangt (z.B. Universitäten, Gewerkschaften, Parteien, Schulen usw.). Es lohnt sich daher nicht, im „Gestus kirchlicher Wehleidigkeit“ zu verharren, denn es gilt der Grundsatz: „Es ist nicht alles hausgemacht, was ins Haus steht!“ Ein Blick auf andere gesellschaftliche Institutionen zeigt, dass wir auf allen Ebenen in einem Reformstau stecken,

der bisher durch die trotz allem relativ günstige wirtschaftliche Lage Deutschlands verdeckt werden konnte. Dieser Hinweis dient nicht der Ausrede, wohl aber der Einsicht, dass, wer loslässt, auch reicher werden kann, weil er manche Überdehnung, manche Verkrustung und falsche Landnahme abzubauen hilft. Loslassen ist zweifellos ein schmerzhafter Prozess, keiner glorifiziere ihn; aber Loslassen ist auch ein verheißungsvoller Weg, niemand vergesse dies.

These 3

Auch die Spiritualität wird bis 2030 eine noch radikalere Individualisierung erleben als sie heute schon hat; „Egotaktiker“ als anthropologische Grundform der Orientierungssuche in einer globalisierten und unübersichtlichen Welt werden zunehmen, nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in unseren Kirchen. Positiv heißt das: Eine kirchlich glaubwürdige Flexibilität im Umgang mit individuellen Erwartungen wird eine Grundkompetenz zukünftiger kirchlichen Arbeit sein. Die Zukunft der Kirche hängt auch an ihrer Individualisierungskompetenz unter Beibehaltung des gemeinsamen Profils und gemeinschaftlichen Lebens. Die Diskussion um diese Individualisierungskompetenz der Kirche ist faktisch auch schon längst bei uns angekommen:

Sie spiegelt sich nicht nur in der Frage der Flexibilisierung der Parochien (z.B. Personalgemeinden, Jugendkirchen, milieuorientierte Gemeinden), sondern auch im Bereich der Amtshandlungen (z.B. „Haustaufen“, Friedwaldbestattungen), in der Verwandlung dogmatischer Groß- oder Metaerzählung in kleine Portionen (Patchwork-Glauben) und in der Bedeutung der situativen Gemeinschaftsformen („Kirche bei Gelegenheit“, „Erlebniskirche“ und Kirchentag).

Trotz oder gerade wegen dieser nur angedeuteten Entwicklungslinien gibt es m.E. in der gegenwärtigen Diskussion um Wege in die Zukunft faktisch so etwas wie einen „magnus consensus“, ein noch recht allgemeiner Konsens, aber immerhin, ein Konsens aus zwei Teilen:

a) Der Schlüssel zur Zukunft liegt in einer Prioritätenklärung, das berühmte Gießkannenprinzip ist zu Ende. D.h. faktisch, wir diskutieren die zukünftige Gestalt der Kirche, wir reden nicht über Schwächungen und Einschränkungen von Arbeit, sondern über neue Formen von Kirchesein in unserer Gesellschaft. Deswegen haben sich Rat der EKD und Kirchenkonferenz gemeinsam auf eine „Umkehrung der Begründungspflicht“ verständigt und folgenden Grundsatz beschlossen: *„Nicht mehr die lange oder gute Tradition einer Aufgabe ist ausschlaggebend, sondern die zukünftige Bedeutung. Bei jeder finanziellen Unterstützung durch die EKD muss die Frage überzeugend beantwortet werden können, ob es für die Zukunft des Protestantismus in Deutschland von herausragender Bedeutung sei, diese Aufgabe fortzusetzen. Was würde der evangelischen Kirche fehlen, wenn es diese Aufgabe nicht mehr gäbe?“*

b) Die damit eröffnete Prioritäten- und Posteroritätendebatte kann sich nur auf die Frage konzentrieren, was das „kirchliche Kerngeschäft“ ist. Nur: was heißt das? Meint nicht jeder etwas anderes damit? Ein Konsens besteht aber darin, dass das kirchliche Kerngeschäft in der geistlichen Qualität gründet, mit der wir unsere spezifische Angebote ausfüllen. Deswegen kommt es in meinen Augen entscheidend darauf an, dass eine Konzentration auf das geistliche Kerngeschäft nicht missverstanden wird als Verengung, als ein „Hochziehen der Schwellen“, als ein Rückzug auf den „heiligen Rest“. Einmal, weil dies dem Auftrag der Kirche widerspricht; zum anderen, weil alle vier Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen seit 1972 zeigen, dass eine Reduktion der Kirche auf die sog. Kerngemeinde die Erwartungen von bestenfalls 10 - 15 % aller Kirchenmitglieder aufzunehmen vermag. Evangelische Kirche darf auch in Zukunft keine reine Kerngemeindegemeinde sein wollen; das Ganze der Kirche im Gegenüber zur Einzelgemeinde und im Gegenüber zur Gesellschaft ist auch dann eine unerlässliche Dimension der Kirche, wenn die Mitgliederbasis schmaler wird.

Wie aber kann sich die Kirche auf ihre Kernaufgaben konzentrieren, ohne einer Verengung, einer falschen Verkirchlichung oder gar einer Re-Konfessionalisierung zu erliegen? Wie macht man das: Die Konturen der Kirche kenntlicher, ohne die Schwellen der Kirche hochzuziehen? Wie wird man erkennbarer, ohne kleinlicher zu werden, profilierter, aber nicht ängstlicher?

II. Theologische Konzentrationsübungen

Die Ziellinie meiner weiteren Überlegungen soll heißen: **Konzentration auf den geistlichen Markenkern bei entschiedener Innovation in den Formen.**

Ausgangspunkt soll dabei die wohl unumstrittene Einsicht sein, dass das Kerngeschäft der evangelischen Kirche nach CA VII darin besteht, das „Evangelium rein zu verkünden und die Sakramente recht zu verwalten“. Wenn es hart auf hart kommt, steht das Wort Gottes im Zentrum und sind die Verkündigung als inneres Bemühen und die Kirchen als äußere Gehäuse um dieses eine Wort das letzte, was wir loslassen dürfen. Gottesdienste als unsere Kernveranstaltungen haben oberste Priorität und dies auch gegen den Trend; denn natürlich sind unsere Gottesdienste schlecht besucht und natürlich finden diakonische Aktivitäten mehr allgemeine Zustimmung. Aber dies ändert nichts an unserem Kernauftrag: unsere Stärke als evangelische Kirche sollte - auch im Unterschied bzw. in Ergänzung zur römisch-katholischen Kirche, die von sich sagt: „ecclesia de eucharistia vivit“ - eine Kirche sein, für die gilt: „ecclesia de verbo vivit“. Bibel, Predigt, Gesangbuch, Psalmen, Gebete, auch die intellektuelle Durchdringung von Geschichte und Gegenwart unseres Glaubens und unserer Kirche in Augenhöhe mit dem Zeitgeistes, - all dies sollten die erkennbaren Stärken des Protestantismus sein.

Natürlich haben diese Stärken - wie alle Stärken im Leben - auch ihre Schatten- und Kehrseiten: unsere etwas kopflastige, intellektualistische Art, unsere Bilder- und Filmfeindlichkeit, unsere Ritualarmut usw. Auch wenn wir hier vieles noch verbessern können, im Kern gilt: Wir sind eine Kirche des guten Wortes, gut sowohl im Inhalt wie in der Qualität und ohne diese Zuspitzung, ohne diese einseitige Kernkompetenz braucht es uns nicht wirklich. Bei dem Schriftsteller Uwe Timm findet sich der schöne, lakonische Satz: „Ein Ochse, der auf der Weide stirbt, hat seinen Beruf verfehlt!“ Und eine evangelische Kirche, die nicht mehr Kirche des Wortes ist, ist ein Ochse, der auf der Weide stirbt.

Aber was ist heute eine überzeugende Kirche des Wortes? Um dies etwas genauer vor Augen zu bekommen, locke ich Sie auf das Feld theologischer Fingerübungen:

Die Kirche des Wortes konzentriert sich auf das eine Wort Gottes Jesus Christus; dieses eine Wort Gottes Jesus Christus entfaltet sich nach traditioneller Einsicht in ein dreifaches Amt, eine dreifache Zuständigkeit, einen dreifachen Beruf. Die Theologie sprach von der sog. Ämterlehre Jesu Christi und unterschied das priesterliche, das königliche und das prophetische Amt Jesu Christi. Ich will sie nicht unnötig mit Examenswissen traktieren, deswegen springe ich gleich in die theologischen Konsequenzen:

Diese drei christologischen Ämter entsprechen systematisch betrachtet **die drei großen Selbstgefährdungen unserer Kirche**, die heute unseren Auftrag als eine Kirche des Wortes verdunkeln:

a) Das priesterliche Amt Jesu Christi hat seine **Gefährdung in der Form einer Selbst-Säkularisierung**. Mit diesem Begriff wird ein Phänomen auf den Punkt gebracht, das man in vielen Dimensionen der 68er-Kirchengeneration wahrnehmen kann. Es gibt so etwas wie eine Form-Distanz, eine Unsichtbarkeit der religiösen Prägung, auch ein Stück Banalisierung von heiligen Räumen, heiligen Ritualen, heiligen Momenten und ein Stück Übermoralisierung und Überethisierung, die das Gebet vor Gott in eine Orthopraxie verwandelt hat. Auch gibt es „verlorene Innerlichkeit“ und vernachlässigte Riten-Kompetenz, die einer ganzen Generation nicht wirklich wichtig zu sein schien. Manches wirkt, als habe sich die Seele unserer Kirche vom Geheimnis Gottes weggewandt zu Gunsten einer ethisch-moralischen Mitgestaltung und Mitverantwortung der Welt als Ausweis unserer Nützlichkeit und Bedeutung in und für die Gesellschaft.

b) Gegenüber dem königlichen Amt Jesu Christi ist die **Gefährdung die Selbst-Marginalisierung**. Die Selbst-Marginalisierung gibt es entsprechend der schönen Unterscheidung von Sören Kierkegaards in doppelter Form, nämlich so, dass wir uns entweder zu groß machen oder zu klein. (Kierkegaard: Krankheit zum Tode = verzweifelt (nicht) man selbst sein wollen). Im ersten Fall überdehnen wir uns gleich einer Weltmacht wie Amerika, wir fühlen uns als Kirche und Christen über-zuständig, überall gerufen und in alle denkbaren Verantwortlichkeiten eingewiesen. Es entsteht so etwas wie eine

„evangelische General-Zuständigkeit“, eine „kirchliche All-Gegenwart“, und „weltliche Richtlinienkompetenz“, die uns nicht nur überfordert, sondern auch belanglos macht, denn wer für alles zuständig ist, ist auch für gar nichts verantwortlich.

In der anderen Variante der Selbst-Marginalisierung machen wir uns unsichtbar und unerkennbar, wir führen Gemeinden als Moderatoren, nicht als Pastor/in, wir verschwinden in Bürgerinitiativen und Stadtteilengagement und christliche Bildung heißt nur Aufklärung. Und wir haben außerordentliche Mühe, im diakonischen und im seelsorgerlich-therapeutischen Bereich die spezifisch kirchlich-geistliche Perspektive kenntlich zu machen. Kirche wird dann wie ein Sozialkonzern wahrgenommen, der im Streit um die Futternäpfe mitmischt.

c) Das prophetische Amt hat seine **Gefährdungsform in einer Selbst-Musealisierung**. Man kann das gut an den sog. „Wiederholungsdebatten“ erkennen. Es werden vergangene Deutungsmuster zur Deutung gegenwärtiger Konfliktsituationen herangezogen. Z.B. sollen durch die Zitation des Kirchenkampfes heutige Situationen eindeutiger gemacht werden. Ähnlich liegt der Fall in der Diskussion um die Bedeutung des konfessionellen Luthertums des 19. Jahrhundert; die so notwendige Debatte um eine Verschlinkung kirchlicher Strukturen ist nun zu einer konfessionellen Debatte geworden, die - jedenfalls nach meiner Überzeugung - kaum noch Zukunftsaspekte hat. Und ob es nach Leuenberg 1973 wirklich noch ergiebig ist, mit vermeintlich fundamentalen Unterschieden im Abendmahlsverständnis aufzuwarten, will ich jedenfalls als Frage gestellt haben.

Selbst-Musealisierung gegenüber dem prophetischen Amt der Kirche hat m.E. letztlich damit zu tun, dass es jedenfalls im Blick auf den gesellschaftspolitischen Fragen z.Z. kein wirklich überzeugendes prophetisches Thema gibt. Manchmal denke ich, wir haben das Konto für prophetisches Reden in den 70er und 80er Jahren so weit überzogen, dass es nun erst einmal wieder aufgefüllt werden muss; vielleicht sollten wir dem prophetischen Amt in unserer Generation erst einmal Ruhe gönnen.

Versucht man nun, jene drei Dimensionen Priester, König und Prophet des einen Wortes Gottes Jesu Christi mitsamt den drei Selbstgefährdungen als **Ausgangspunkt für ekklesiologische Überlegungen im Blick auf Prioritäten und Kernkompetenzen einer zukünftigen evangelischen Kirche** zu nehmen, dann kann man m.E. folgende drei Leitperspektiven formulieren:

a) Das priesterliche Amt und seine Gefährdung durch Säkularisierung setzt das Ziel theologisch-geistlicher Kompetenzsteigerung frei. Wir müssen uns darauf konzentrieren, die Menschen spirituell-geistlich zu erreichen, für sie eine Sprache zu finden, in denen sie vor Gott ankommen können. Das Kerngeschäft einer zukünftigen Kirche des Wortes Gottes ist die glaubwürdige Verkündigung der evangelischen Botschaft vom barmherzigen Gott in Jesus Christus. **Die Zukunft unserer Kirche wird darum - bei aller Differenzierung im einzelnen - geistlicher, spiritueller, theologischer werden oder wir werden keine haben.** Wir müssen gerade auch als Theologen/innen viele gestanzte Sprachpfade verlassen, müssen diese ausgewaschenen Kleider um Gottes Heiligkeit erneuern. So bitter das ist: Viele Menschen gehen heute gerade nicht in die Kirche, wenn sie sich nach Geist und Gott, nach Stille und Ausatmen, nach Meditation und Gebet sehnen. Das ist für uns Theologen/innen eine bittere Pille, denn es gilt ja hier etwas wahrzunehmen, was wir alle irgendwie kennen, was sich aber nur schwer in gerechter Sprache formulieren lässt:

Wir haben als Prediger/in, als Gemeinden, als Gesamtkirche nicht zuletzt bei unseren eigenen Anhängern und Mitarbeitern/innen, bei unseren Chören und berufsbedingten „Geschäftspartnern“ (von Bestattungsunternehmern bis Journalisten) geistlich einen ziemlich schlechten Ruf. Und die Wahrheit ist doch: vielen unserer kirchlichen Angebote, Einlassungen, Texten, Gemeindebriefen, Verlautbarungen und Stellungnahmen spürt man eine gewisse geistlich-inhaltliche Leere ab. Im Schnitt berühren wir die Menschen zu wenig in ihren Seelen, im Schnitt geht unser Reden von Gott zu oft an den Lebens- und Gottesfragen der anderen vorbei. Neue geistige und geistliche Kompetenz gewinnen, die theologischen Kernangebote verbessern, **in der Mitte unserer eigenen Sache stark werden** und sich nicht an Nebenschauplätzen oder im Verwaltungshandeln erschöpfen, - das hat m.E. zukünftig oberste Priorität.

b) Das königliche Amt und seine Gefährdung durch Marginalisierung zielen auf die Einsicht, dass Gott größer immer ist als unsere jeweilige Kirche und dass seine Kirche mehr ist als meine je eigene Gemeinde und/oder Funktion und Aufgabe in der Kirche. Evangelische Kirche braucht auch zukünftig einen selbstbewussten Universalismus. Wir haben als Christen eine Art „volkskirchliche“, gesellschaftsweite und öffentliche Verantwortung für alles, was mit Gott und Glaube, mit Seele und Menschenwürde zu tun hat, - egal wie groß unsere Mitgliederbasis ist. Das heißt aber auch: Weil Jesus Christus auch außerhalb unserer Gemeinden und unserer Kirchen wirkt und tröstet, herrscht und handelt, deswegen dürfen wir uns nicht zurückziehen auf den kleinen heiligen Rest der Frommen. **Kirche braucht trotz geringerer Mittel die Wendung nach außen, in der das Ganze des Glaubens in missionarischen Absicht allen Menschen zugewandt sind.** Darum sind Kasualien und Konfirmationen, sind Weihnachts- und Erntedankgottesdienste, sind Glaubenskurse und offene Feste unser Kerngeschäft und keine Vernachlässigung der Kerngemeinde. Oder wie Berliner Theologe Rolf Schieder jüngst in „Zeitzeichen“ formulierte: „Die beste Mission der Kirchen besteht in einer hohen Qualität ihrer klassischen Tätigkeiten.“ Die von den KMU's so genannten „nahen Fernen“, die kirchlich Distanzierten diesseits und jenseits der Kirchenmitgliedschaft sind unsere Adressaten, auch für sie bleiben wir zuständig. Und eine solche Wendung nach außen mit ihrer Neugier auf die „Lichter der Welt“ hilft uns auch, die Kultur, Lebenswirklichkeit und Milieu der Welt, in der wir leben, neugierig und frei anzusehen, sie nicht als „verlorenes Terrain“, als glaubenslose Dimension zu aufzugeben, sondern in Sichtweite zu bleiben mit der Gegenwart und mit denen, die wir erreichen wollen; kulturelle Isolation ist kein gesegneter Weg in die Zukunft.

c) Das prophetische Amt und seine Gefährdung der Musealisierung erinnert daran, dass wir zuerst uns selbst in ganz neuer Weise klar werden müssen, worin eigentlich das spezifisch Christliche, das spezifisch Evangelische liegt in dem, was wir tun. Ob Sie nun in einem Kindergartenvorstand sitzen oder ein Altenheim leiten, ob Sie ein Krankenhaus betreuen oder einen Seniorenkreis leiten, - immer gilt es zu fragen: Was ist das Christliche, Evangelische, Kirchliche daran und inwiefern hat es eine geistliche Dimension? Im Grunde geht es um eine neue Konzentration auf das originale „Wächteramt“; denn laut Jesaja bezieht sich das Wächteramt nicht zuerst auf die anderen oder auf die ethische Gestaltung der Gesellschaft, sondern auf Gott und meint seine ständige und öffentliche Anrufung auf den Zinnen der Stadtmauer, Gott möge doch seine Verheißungen nicht vergessen (vgl. Jesaja 62, 6f.). **Gott als Geheimnis der Welt aufzuspüren und unser modernes Leben vor ihm und mit ihm zu verstehen, das ist unser prophetisches Amt.** Und ich glaube auch, dass eben dies das Solidarischste und Diakonischste ist, was wir für die Welt und die Menschen heute tun können; denn eine Welt ohne Gebet und aufgeklärten Glauben ist auf längere Sicht auch kein Segen.

Natürlich gibt es einen prophetischen Auftrag auch weiterhin im Bereich der politischen und öffentlichen Stellungnahmen der Kirche. Wir werden weiterhin diejenige Institution sein und bleiben wollen, die ungerechte Verhältnisse, Mangel an Nächstenliebe und Missachtung der Würde des Einzelnen anprangern. Aber wir sollten das in dem Wissen tun, dass es zumeist mit guten Gründen aus unserem christlichen Glauben heraus sehr unterschiedliche politische Optionen gibt, und dass es weder inhaltlich leicht noch kirchlich wünschenswert ist, bei tagespolitischen Fragen zu schnell einen „status confessionis“ zu behaupten.

III. Ekklesiologische Fingerübungen

Nimmt man diese theologische Konzentrationsübung in dem Dreischritt von a) Konzentration auf's Geistliche, b) missionarische Wendung nach außen und c) geistliche Qualitätssicherung auf und versucht sie zu übersetzen in eine Vision unserer Kirche im Jahre 2030, dann darf man nicht „klammern“ an den vorhandenen Strukturen. Denn faktisch steht unsere Kirche perspektivisch vor der Frage, wie sie das Paradigma einer flächendeckenden Versorgung fortführen will, weil das bisherige Prinzip an sein inhaltlich erschöpftes und äußerlich absurdes Ende gekommen ist (im Osten gibt es schon Pfarrer, die für 20 - 25 Gemeinden zuständig sind). Müssen wir nicht einen Paradigmenwechsel vornehmen, der die

geistliche Versorgung der Menschen ganz neu strukturiert. Auch wenn es noch viele Zwischenschritte geben wird, vielversprechend scheinen mir Überlegungen zu einer Konzentration der Kräfte, die in den sog. „**Inseln gelingender Kirchlichkeit**“ konkretisieren. Diese Insellösung, die ich gleich ausführlicher vorstellen will, zielt auf den **Abbau der kirchlichen Überdehnung**. Es geht nicht darum, Vorhandenes schlecht zu reden oder Bestehendes für unwert zu erklären, sondern es geht darum, Überdehnungen abzubauen. Überdehnungen finden sich z.B. oftmals in der ausgedünnten Kraft der Gemeinden, die mit hängender Zunge und mit immer weniger Geld ein Programm aufrecht zu erhalten versuchen, das immer weniger Interesse findet und daher tiefe Wunden der Frustration schlägt. Überdehnungen auch im Organisatorischen, denn wir leisten uns z.Z. einen Organisationsaufwand, der für etwa doppelt so viele Mitglieder entworfen wurde. Und Überdehnung als ein inneres, geistliches Phänomen: wir müssen unsere Kräfte bündeln, unsere Kompetenzen zentrieren und unsere Quellen zusammenlegen, um einzelne Orte als "Inseln funktionierender Kirchlichkeit" mit Ausstrahlung und Glaubwürdigkeit zu etablieren. Solche Inseln sind wie Leuchttürme im Meer des Scheins und Designs, wie Wehrkirchen gegen alle Banalitätsanstürme, sie sammeln und konzentrieren die kleiner gewordene Zahl der Christen um ihre unsichtbare innere Mitte, um das eine Wort Gottes Jesu Christi, das sie in Bibel und Gesangbuch, in Kirchraum und Gottesdienst, in Seelsorge und Gemeinschaft wirksam wissen. Solche Inseln könnten in meinen Augen im Jahre 2030 folgenden Umriss haben:

1. Solche Inseln bleiben einerseits Parochiegemeinden, insofern sie auch weiterhin für ein, dann vermutlich sehr viel größeres Gebiet zuständig bleiben. Sie wachsen aber zugleich hin auf eine Profil- bzw. Personalgemeinde mit einem eigenen Netzwerk der Unterstützung, die mit ihrer Ausstrahlung, ihrer spezifischen Musik (von Gregorianik bis Rockpop) und mit ihrem markanten theologischen Profilen Menschen aus der Region zu sammeln vermag.

2. Diese Inseln sind unregelmäßig über Stadt und Land verteilt, je nach Kraft der Menschen, des Raumes, der Landschaft. In ihnen arbeiten nicht mehr gehetzte und oft schlecht bezahlte halbe oder schlecht motivierte Pastoren/innen, Kantoren/innen und Küster/innen, sondern Teams von Geistlichen und Laien, die sich ergänzen, ermutigen und miteinander wachsen. Zu solchen Inseln gehört auch ein regelmäßiges und gemeinschaftliches Gebetsleben, idealer Weise getragen von einer dort angesiedelten „kommunitären Gemeinschaft“, die die Tagzeitgebete als spirituellen Rhythmus für alle leben und gestalten können. Solche Inseln können auch ökumenisch geführt werden.

3. Mehrere solcher Inseln in einer überschaubaren Nähe zueinander bilden ein Ensemble, das sich koordiniert, unterschiedliche Profile entwirft, verschiedene Musik- und Glaubenssprachen spricht und daher die Menschen nicht gegenseitig abwirbt, sondern jeweils anderen Milieus geistliche Heimat bietet. Entsprechend gibt es bald z.B. auch in kleineren Städten und auf dem Land profilierte und spezifische Kirchenangebote. Z.B. wird es bald vollendete Jazz- oder Gospelkirchen in Bremerhaven geben, die Literaturkreise im Alten Land sammeln sich in der anerkannt niveauvollen Literaturkirche in York, in Ottersberg gibt es eine etablierte Filmkirche und innige Meditationsgottesdienste gibt es besonders in Stade.

4. Die Inseln funktionierender Kirchlichkeit konzentrieren sich auf ihr geistlich-spiritueller Kerngeschäft, sie haben ihre wichtigste Aufgabe in Angeboten regelmäßiger und verlässlicher Gottesdienste zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichsten Gestalten; der Sonntagsgottesdienst wird lediglich ein verbreiteter Fall sein neben Musik-, Meditation-, Literatur- Bild- und Filmgottesdienstformen zu anderen Zeiten. Nachtgottesdienste und lange Nächte der Kirche gehören zu den selbstverständlichen Angeboten der Kirchen. Die Gottesdienstzeiten werden pluralisiert und den Tagesrhythmen der jeweiligen Milieus und Zielgruppen angepasst.

5. Zum Kerngeschäft jener Inseln gehört weiter eine einfühlsame, sensible und geistlich aufmerksame Kasualpraxis, die die Menschen in ihrem Jubel und ihrem Kummer mit dem Schatz der christlichen Traditionen in Berührung bringt. Viele Menschen aus der Region kommen zu diesen Inseln und erhalten in diesen Zentren umfassende seelsorgerliche, liturgische und stärkende Begleitung.

6. Das räumliche Zentrum solcher Inseln sind Kirchenräume, die als geistliche Räume auch dann erkennbar bleiben, wenn sie ausgestattet werden mit gemeindlichen Büro- und Kommunikationsräumen, so dass das Leben der Gemeinde in diesen Kirchräumen stattfindet. Neben den Kirchen gibt es, wenn es irgend zu machen ist, Schulen oder gar Internate, in denen exemplarisch evangelische Bildungsarbeit gestaltet wird; diese Schulen und Internate werden als Förderung einer zukünftigen protestantische Elite verstanden. Sie gestalten zusammen mit den Kirchen akademieähnliche Angebote für die Menschen in der Region.

7. Solchen Inseln ist Gastfreundschaft ein Grundbedürfnis, jede hat ein Restaurant, eine Cafe oder dergleichen, das Gäste versorgt, Informationen bereithält, Kontakte vermitteln. Wenn möglich gehören zu solchen Inseln auch „Einkehrhäuser“, in denen Menschen sich innen und außen regenerieren können. Kindergärten auf solchen Inseln sind die besten weithin und begehrt wie sonst nur anthroposophische Kindergärten. Die Hospize jener Inseln haben einen tröstend guten Ruf für alle, denen ein schwerer Weg zugemutet ist und die Hospitäler sind berühmt dafür, dass sie auch und zuerst die Seele des Menschen heilen wollen.

8. Solche Inseln haben eine kompetente und moderne publizistische Kommunikation, sie entwickeln eine Sehnsucht nach Qualität und nehmen so die Herausforderung an, sowohl im geistlichen wie im musikalischen und baulichen als auch im diakonischen und seelsorgerlichen Bereich die Augenhöhe der Zeit zu halten.

9. Die Gesamtkirche nennt solche „Inseln gelingender Kirchlichkeit“ **Kathedralkirchen**, wobei der Titel unabhängig von der Größe verliehen wird, sondern allein abhängt von der Vielfalt und Qualität des Angebotes; denn nach der mittelalterlichen Definition sollen Kathedralen an einem besonderen, begrenzten Ort (local) das Ganze, das Universale, die Fülle der Geheimnisse Gottes symbolisieren; und weniger sollten auch wir Protestanten nicht wollen.

Diese Kathedralkirchen als Vision kirchlicher Konzentration sind natürlich Zukunftsmusik; und Visionen sollen einen Entwicklungsprozess eröffnen, nicht ersetzen, insofern sind noch viele Klärungsschritte zu tun. Allerdings sehe ich heute schon **in zwei Gemeindeformen der kirchlichen Arbeit gleichsam Vorformen auf dem Weg** zu diesen Inseln:

a) Am etabliertesten sind solche Ansätze zur Kathedralkirche in **den City-Kirchen** der großen und größeren Städte. Als Citykirche sind sie zugleich Gemeindekirche, Veranstaltungskirche, Jugendkirche, Akademiekirche, Angebotskirche, Profilkirche, Bürgerkirche, Diakoniekirche, Konzertkirche, Kulturkirche. Und die Tendenz zur Citykirche gibt es auch längst in kleineren und mittelgroßen Städten; Citykirchenarbeit ist kein rein großstädtisches Phänomen, jede kleine Stadt, die mehr als eine Kirche hat, steht vor dem Problem der Profilierung, der Konzentration und des Ensemblegedankens. Die Citykirche als Vor- und Frühform jener Kathedralkirchen gilt es darum zu stärken, nicht zuletzt dadurch, dass wir kleinere, ausgedünnte, schwach gewordene Gemeinden dorthin verlegen und die Kräfte konzentriert. Solches Verlegen gilt übrigens auch für die andere Form der Gemeindeform, die sich jeweils in ganz spezifischen Welten etabliert hat. Ich denke hier an die Gefängnis- oder Krankenhausseelsorge, aber auch manche Gemeindebildungen in Anstalten oder um bestimmte Arbeiten in den Akademien usw. Auch diese Formen sollten - soweit sie nicht von den jeweiligen Trägern refinanziert werden (Schule, Gefängnis, Krankenhaus leider nicht) - ihre Kompetenzen einfließen lassen in die zentralen Kirchen, nicht um vergemeindlicht zu werden, sondern um die Gemeinde zu öffnen und selbst die Basis nicht aus den Augen zu verlieren. Denn ich halte es pastoral für ein Unglück, wenn wir als Kollegen/innen uns gegenseitig isolieren, denn dies ist ein doppelter Schaden: Die Gemeinden glauben, sie seien der einzig legitime Mittelpunkt der Kirche, und die Funktionspfarrämter haben den Eindruck, die Gemeinden erreichten doch bestenfalls nur Kerngemeindeglieder; so beginnt leicht das gegenseitige Schimpfen, es tobt der Verteilungskampf und die Gesamtfirma macht einen miserablen Eindruck. Deswegen lieber Konzentration der Kräfte, und unter dem Stichwort Regionalisierung vollzieht sich ja faktisch in den allermeisten Landeskirchen solch ein Konzentrationsprozess, zu dem es nach meiner Überzeugung keine wirkliche Alternative gibt. Unsere Kirche, auch die Kirchenkreise oder Sprengelbezirke sind daher m. E.

außerordentlich gut beraten, wenn sie diesen Konzentrationsprozess zügig und entschlossen vorantreiben, denn noch entstehen dadurch freie Kräfte und Kapazitäten, die in die Ausgestaltung jener Konzentration einfließen können.

Die eigentliche Herausforderung bei diesem Prozess sehe ich allerdings bei uns, den Pastoren/innen; ich provoziere einmal: Wir kleben doch viel zu oft an unseren Gemeinden, wir haben uns eingenistet bei den Menschen, die unsere Kerngemeinde sind, wir sehen mit ziemlichen Entsetzen die Aussicht, mit Kollegen enger koordinieren zu müssen und befürchten, man könne uns und unserer Arbeit in die Karten schauen. Es gibt viel Veränderungsgegnwehr gerade von der Pastorenebene. Ich sage Ihnen ganz ehrlich: wir können uns solche separatistischen Grundgefühle in unser Kirche nicht mehr leisten, wir müssen unsere Gemeinden zusammenrücken, wir müssen die gemeinsame Firma stark machen, nicht nur die je eigenen Pfründe. Wir Pastoren/innen brauchen für den anstehenden Prozess viel Teamfähigkeit, im Grunde hat jeder von uns an seinem Ort kirchenleitende Verantwortung, denn wir müssen die Menschen überzeugen, Räume, Formen, Vertrautheiten aufzugeben, ohne der Kirche insgesamt den Rücken zu kehren. Wenn aber wir Pastoren/innen diesen Prozess nicht bejahen und betreiben, wer denn dann? Als leitende Mitarbeiter der Gesamtfirma haben wir in dieser Umbruchszeit die gemeinsame Verantwortung, diese unvermeidlichen Prozesse zu befördern, sie natürlich auch kritisch zu begleiten und Verdrängtes zu benennen, aber als Hauptbremsen sind wir nicht berufen worden.

b) Die zweite Vor- oder Frühform auf dem Weg zu solchen „Inseln gelingender Kirchlichkeit“ sind **Leuchtturm-Dorfkirchen**. Auch auf dem Lande wird es unerlässlich werden, mit Verstand und gutem Urteil zu unterscheiden zwischen denjenigen kirchlichen Räumen, die zukünftig noch geistlich ausgefüllt und spirituell gestaltet werden können, und diejenigen, die so ausgedünnt und geschwächt sind, dass die Kirche als Raum eventuell erhalten werden kann, aber nicht die Kirche als Gemeinde. Ein Blick nach Ostdeutschland macht das Extrem klar, das im Kleinen vermutlich auch schon im Westen gibt: Wir werden auch schöne Dorfkirchen geistlich loslassen müssen, um frei zu werden für konzentrierte Dorfkirchenarbeit. Denn es macht doch keinen Sinn, 15 oder 20 Dorfkirchengemeinden mit jeweils drei oder fünf oder zehn Gottesdienstbesuchern künstlich am Leben zu erhalten; wir verheizen Kräfte und guten Willen, die wir wo anders brauchen.

Dabei ist meine Sorge um die Räume der Dorfkirchen eigentlich nicht die größte, denn nicht zuletzt die Erfahrungen in Ostdeutschland mit seiner immens großen Zahl von Kirchen und seiner immens kleinen Zahl von Christen lässt mich hoffen, dass es auch bei uns eine Fülle von engagierten Menschen gibt, die die Räume der Kirche erhalten wollen, auch wenn sie mit der stiftungsgemäßen Nutzung dieser Räume nicht mehr verbunden sind. Die Zahl der Fördervereine, der Bauhütten und Initiativen spricht eine eigene, zuversichtliche Sprache. Zugleich wird man als Kirche auch nüchtern sagen müssen, dass viele Dorfkirchen zum Ensemble eines Dorfes gehören, gleichsam den Raumkern bilden. Insofern aber erwartet die Kirche auch zu Recht Unterstützung und Mithilfe von der kommunalen Seite. Allerdings muss es dann eine größere Freiheit in der Mischnutzung der Kirchräume geben, sie sollten dann auch als Heimatmuseum, als Versamlungs- und Konzertsaal verwendet werden können. Der Schmerzpunkt wird dort sein, wo wir als Christen nicht umhin kommen, die Verantwortung für diese Räume ganz loszulassen, weil sie uns überfordern.

Durch das Loslassen verlorener Positionen kann ein Abbau der Überdehnung auch auf dem Lande einsetzen, der sich in **Leuchtturmkirchen** konkretisiert; und faktisch glaube ich geht die Entwicklung auch heute schon in diese Richtung, dass viele Dorfkirchen nur noch sehr rudimentär ausgestattet sind und kaum noch die Kräfte aufbringen für ein ausstrahlungskräftiges Gemeindeleben. Es gibt auch auf dem Land so etwas wie eine „Entleerungsspirale“, die entmutigt: weniger Mittel, weniger Personal, weniger Angebot, weniger Mitglieder usw. Deswegen muss es auch auf dem Lande eine Konzentrationsprozess geben, wobei natürlich jetzt die Kritiker sagen werden, dass sei doch lediglich das Stadtkirchenmodell auf das Land übertragen. Das stimmt z.T., aber doch mit einem markanten Unterschied. Wir müssen so etwas entwickeln wie **ambulante Versorgungsformen**.

Es hat immer zum Kerngeschäft der Verkündigung seit den neutestamentlichen Zeiten gehört, dass Menschen auf Wanderschaft gingen, um andere mit der frohen Botschaft zu erreichen. Nicht nur Jesus selbst ist dabei voranmarschiert, sondern von den Asketen bis zu den mittelalterlichen Mönchsorden und den Wanderpredigern der Erweckungsbewegung sind immer wieder Menschen losgezogen, um das Evangelium zu verbreiten. Und warum sollte es in einer modernen Form nicht auch solch eine spirituelle Wanderschaft geben? Der wandernde Pfarrer/in sucht die Christen auf, die sich um eine alte Dorkirche oder auch in Hauskreisen auf dem Lande sammeln, er berät und fördert sie, er spricht die Würdigung der Gesamtkirche für ihre Arbeit aus, er begleitet ihre Gemeinschaft geistlich, visitiert ihre Gottesdienste und feiert Sakramente und Amtshandlungen, er berichtet von den Entwicklungen in der Gesamtkirche und den Geschicken der Ökumene. Solche ambulante Betreuung der verstreuten Gemeinden wird durch Kirchenpatenschaften mit den zentralen Dorfkirchen geregelt, wobei diese inhaltlich (Netzwerke - Personalgemeinden) oder geographisch (erweiterte Parochie) begründet sind, so dass trotz der Entfernung und der seltenen Kontaktaufnahme ein Vertrauensverhältnis entstehen kann.

Solche portablen Pfarrdienste spiegeln den Paradigmenwechsel vom Pfarrer als professionellen Nachbarn zum Pfarrer als professionellen Besucher; statt kontinuierlicher Betreuung gibt es punktuelle Angebote und situativ besondere Erlebnisse. Und zwischen den Besuchen bleiben die verstreuten Gemeinden und Christen gar nicht völlig unversorgt, einmal weil vielleicht mündige Laien ihr geistliches Leben selbst organisieren, zum anderen, weil die Leuchtturmkirchen ganz neue Formen der Versorgung entwickeln. Warum sollte es nicht ein neues Amt des Laienapostolats geben, das Menschen sammelt und Gottesdienste leitet, obwohl es einen eigenen weltlichen Beruf hat?

Die größte Herausforderung für diese Entwicklung sehe ich in der theologischen Klärung der Ämterfrage in der evangelischen Kirche. Wir tun uns ja außerordentlich schwer damit, die verschiedenen Gaben und Geister auch in entsprechende Ämter und Funktionen zu transportieren und sie durch Unterscheidung und Präzisierung stark und klar zu machen. Neben dem ordinierten Amt stehen Lektoren und Prädikantendienste, Ordinationen ins Ehrenamt oder `pro loco et tempore`, daneben gibt es die Gemeinschaftsprediger, die mittlerweile auch stellvertretend für die Kirche arbeiten, und natürlich sollen Ehrenamt und Laientum nicht schlechter gestellt sein als die Hauptamtlichen. Manchmal habe ich den Eindruck, es gibt so eine Art evangelischen Angst vor Leitungs- und Führungsämtern in unserer Kirche und deswegen haben wir keine klaren Begriffe mehr von dem, was ein ordiniertes Pastor/in im Unterschied zu anderen machen kann und soll? Aber warum sollte ein junger Mensch 6 Jahre Theologie studieren, 2 Jahre Praxis erlernen, wenn er dann im Amt - falls er eine Stelle kriegt - keine klare Zuständigkeit hat, weil die geistliche Dinge alle anderen ebenso gut könnten? Ich glaube manchmal, wir gehen nicht immer gut um mit unseren Geistlichen und haben deswegen auch manche Mühe mit dem Geistlichen! Wir brauchen jedenfalls dringend eine klare Definition dessen, was das geistliche Leitungspersonal besonders auszeichnet, denn dann wird auch für Diakon und Prädikant und alle anderen klar, welche Erwartungen die Kirche an ihn und seinen Berufung hat.

Mit der Vision der Kathedraalkirchen als Antwort auf die Frage, „Wohin wächst die Kirche?“ habe ich eine Vision formuliert, die weit über unseren kirchlichen Alltag hinausgreift; und mit den zuletzt beschriebenen Punkten habe ich die Entwicklungslinien zu benennen versucht, die schon jetzt schon in diese Richtung weisen. Natürlich ist vieles kritisierbar und als irrelevant zu entlarven;

aber wenn ich zum Schluss solch eine zukünftige Kathedrale, solch eine Insel funktionierender Kirchlichkeit und blühender Spiritualität - gleich ob auf dem Lande oder in der Stadt - gleichsam in ihrer Optimalform beschreiben will, dann stelle ich mir dabei eine Mischung aus dem Michaelskloster in Hildesheim und Hotel Schloss Elmau bei Mittenwald vor, das gleichzeitig Dimensionen einer Akademie, eines Internates und eines Klosters mit kommunitärem Leben integriert. Diese Insel als spirituelles Zentrum einer ganzen Region bietet selbstverständlich regelmäßige Gebetszeiten an, gleichzeitig aber kann man dort auch Wellness, Fitness und Gesundheit tanken. Solche Kathedralen haben professionelle Begleitungs- und Seelsorgeangebote, nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für Ehepaare und Familien. Es gibt eine Fülle von Bildungsveranstaltungen, die z.T. öffentlich und regional angeboten

werden, die Kathedralen werden zu einem Ort für Konzerte und Vorträge, aber auch des Feierns und Tanzen. Diesen Kathedralen sind Schulen und Internate als christliche Bildungseinrichtungen angeschlossen, die Angebote zur Förderung der nächsten Generationen enthalten. Diese Inseln haben - wie amerikanische Universitäten - private Sponsoren und Förderer, deren finanzielle Bedeutung zunehmend größer wird als die von der Gesamtkirche gegebenen Mittel. Die Kathedralen verdienen mit ihren spirituellen Angeboten und Kompetenzen eigenes Geld, indem sie glaubwürdige und plausible Einnahmequellen entwickeln (Mischnutzung von Raum; Gastronomie; Kasualien, usw.). Diese Kathedralen werden von einem Vorstand/Kuratorium geleitet, das auch externen Sachverstand integriert. Die Kathedralen tragen geistliche Verantwortung für eine ganze Region und senden daher regelmäßig Pastoren/Pastorinnen aus zu einer Wanderschaft zu den Kirchen und Gemeinden auf dem Lande. Einmal im Jahr gestalten diese Inseln funktionierender Kirchlichkeit eine Festwoche, eine Art „Kathedralkirchentag“, zu dem alle parochial oder netzwerkmäßig zugeordneten Gemeinden und Kirchen eingeladen werden. Die zusammenkommenden Christen feiern Gottes Wort, sie wählen in neue Ämter und machen auch für das säkulare Umfeld sichtbar, dass diese Inseln gelingender Kirchlichkeit ein Schatz für diese Welt und Salz für diese Erde ist, aber auch Quelle der Begeisterung für alle Glaubenden ist. Denn die Kirche hat die Herausforderung ihrer Umwandlung bestanden und darum den fröhlichen Dank und zuversichtlichen Jubel vor Gott wiedergefunden.

Überblick

I Ausgangssituation

These: Zukunft gewinnt die evangelische Kirche, wenn es gelingt, die Erkennbarkeit des Evangelischen zu stärken, ohne enger oder ängstlicher zu werden.

II. Theologische Konzentrationsübungen

priesterliches Amt - Selbstsäkularisierung = Konzentration auf das „Kerngeschäft“

königliches Amt - Selbstmarginalisierung = Konzentration auf „Kathedralen“

prophetisches Amt - Selbstmusealisierung = Konzentration auf Qualität

III Ekklesiologische Fingerübungen

These: Zukunft hat die Kirche 2030, wenn es ihr gelingt, gegen die strukturelle Überdehnung eine Konzentration auf Kathedralkirchen als „Inseln gelingender Kirchlichkeit“ in der Stadt und auf dem Land zu etablieren. Vor- oder Frühformen auf dem Weg dorthin sind

- a) Citykirchen, die Parochie- und Funktionsgemeindefunktionen für eine Region zentrieren
- b) Zentrale Dorfkirchen, die eine „ambulante Versorgung“ in der Fläche organisieren